

PETER WEIBEL

Istanbul – Spiegel von Europas Zukunft? (2004)

In einem Akt erzwungener Modernisierung, der nachhaltiger das Osmanische Reich beendete als die Niederlage nach dem Ersten Weltkrieg, wurde die Türkei im Jahre 1923 vom Staatsgründer Atatürk in eine Demokratie geführt. Die Gründung des Osmanischen Reiches, das für mehrere Jahrhunderte die entscheidende Macht in Kleinasien und auf dem Balkan, zeitweise auch in Nordafrika und auf der Krim, gewesen war, geht auf Osman I. zurück, der zu Anfang des 14. Jahrhunderts der Herrscher über einen nomadischen Stamm im nordwestlichen Anatolien war. Osman I. starb 1326 und hinterließ seinem Sohn Orhan ein Fürstentum, das fast halb so groß wie die Schweiz war. Das Byzantinische Reich befand sich zu dieser Zeit im Niedergang, so dass die Ausdehnung der Osmanen auf die europäische Seite des Marmarameers nicht schwerfiel. Nach Orhans Tod im Jahre 1360 hatte das Reich mehr als die dreifache Größe als bei Osmans Tod. 1389 gelang Murad I. in der Schlacht auf dem Amselfeld ein Sieg gegen die verbündeten Armeen der Serben, Bosnier, Bulgaren und Albaner, der das Ende der Unabhängigkeit des Großserbischen Reiches bedeutete. Im Jahre 1453 eroberten die Osmanen unter Mehmed Konstantinopel. Obwohl Byzanz zu dieser Zeit kaum noch Macht hatte und sich auf kaum mehr Gebiet als die Stadt Konstantinopel beschränkte, wird dieses Ereignis bis heute als Zäsur in der Geschichte verstanden, als das Ende des Byzantinischen Reiches und des Mittelalters. Konstantinopel fiel nach 54tägiger Belagerung am 29. Mai 1453 und die Hagia Sophia wurde zur Moschee Ayasophya. Nach den für diese Zeit üblichen Plünderungen wurde die Stadt die neue Hauptstadt des Osmanischen Reiches. Mit der Besteigung des Throns durch Selim im Jahre 1512 wurden, nach einer Phase in welcher der Expansionsdrang des Reichs schwächer geworden war, vor allem die Eroberungsfeldzüge im Osten fortgesetzt. Mit dem Sieg über die Safawiden in Persien, über Syrien sowie mit der Zerschlagung des Mameluken Reiches in Ägypten wurde das Osmanische Reich zum Hüter der heiligen Stätten des Islam und damit der in jeder Hinsicht wichtigste islamische Staat.

Der Verfall des Osmanischen Reiches begann, nach mehr als drei Jahrhunderten voller Errungenschaften, im 17. Jahrhundert. Die Sultanate, die das soziale und ökonomische Leben bestimmt hatten, richteten ihren Blick beständig in die Vergangenheit und hielten an veralteten Vorstellungen fest, die das Reich den gegenwärtigen Entwicklungen nicht standhalten ließen. Der Versuch von Kara Mustafa im Jahre 1683, Wien zu erobern, wurde für das Osmanische Reich zum Desaster und zum Wendepunkt der Auseinandersetzungen mit den europäischen Staaten. Nachdem in dieser Niederlage die militärischen Schwächen der Osmanen offenbar geworden waren, begann im folgenden Jahr eine vom Papst initiierte Heilige Allianz aus Habsburg, Venedig und Polen einen Angriff auf das

Osmanische Reich an mehreren Fronten. In mehreren schweren Niederlagen mussten im Frieden von Karlowitz der Verlust von Ungarn, Dalmatien, Podolien und der Peloponnes festgeschrieben werden. Als neuer Gegner an der Nordgrenze kam Russland ins Spiel. Ein wichtiges Ziel von Peter I. war ein Zugang zum Schwarzen Meer, den er 1695 mit Asow bekam. Die äußeren Probleme des Osmanischen Reiches zogen Probleme im Inneren nach sich, die auch eine Friedensperiode von nie dagewesener Dauer im Anschluss an den türkisch-russischen Krieg von 1768 bis 1774, in dem das Osmanische Reich endgültig anerkennen musste, dass es seine Großmachtstellung verloren hatte, nicht lösen konnte. Das Reich wurde zunehmend zum Spielball der Mächte. Die sogenannte »Orientalische Frage« wurde ein Dauerthema der Diplomatie. Russlands Interesse bestand in einem freien Zugang zum Mittelmeer über das Schwarze Meer und die Dardanellen. Auf dem Balkan brachte es sich als Schutzmacht der dortigen orthodoxen Christen ins Spiel. Österreich sowie England und Frankreich sahen die Gefahr der russischen Expansion und tendierten eher dazu, ein schwaches Osmanisches Reich aufrechtzuerhalten. Mit den von den Mächten eingeforderten Reformen gingen, auch bedingt durch die industrielle Rückständigkeit, zunehmend wirtschaftliche Probleme einher. In den »Kapitulationen« genannten Handelsverträgen wurde der Markt im Osmanischen Reich für die Europäer geöffnet, wobei die Einfuhrzölle weit unter den Ausfuhrzöllen lagen. Durch die mangelnde Wettbewerbsfähigkeit des osmanischen Handwerks wurde das Osmanische Reich zum Exporteur von Rohstoffen und Importeur von europäischen Waren. Finanziell geriet das Reich nun vollends in die Abhängigkeit der Großmächte. Nachdem der Staatsbankrott erklärt worden war, übernahm die *Dette publique* einen Gutteil der Finanzverwaltung. Das europäische Kapital konnte ungehindert in den Staat eindringen; seine Interessen konzentrierten sich auf die Rohstoffquellen im Irak, aber auch Großprojekte wie den Eisenbahnbau, bei dem das Deutsche Reich zum Zuge kam, das spätestens seit dem Berliner Kongress zum guten Partner für das Osmanische Reich geworden war. Am Anfang des 20. Jahrhunderts erstarkten wieder die Oppositionskräfte, insbesondere die Bewegung der Jungtürken, die ihren Ausgangspunkt vor allem in Saloniki hatte. Von 1908 an hatte der Sultan im wesentlichen nur noch Repräsentationsfunktionen, während die Regierung vom Großwesir eingesetzt wurde, der wiederum unter wesentlichem Einfluss der Jungtürken ernannt wurde. Durch eine veränderte Verfassung wurde ein parlamentarisches System etabliert. Die Jungtürken verfolgten einen Reformkurs, der allerdings durch die angespannte außenpolitische Lage gehemmt war. Ein folgenschweres Element ihrer Politik war dabei der Nationalismus. So wurde etwa in den arabischen Provinzen die türkische Sprache als Amtssprache eingesetzt, was dazu führte, dass sie in den nachfolgenden Kriegen den Rückhalt der Bevölkerung in den nichttürkischen Gebieten verloren. Im 1914 beginnenden Ersten Weltkrieg versuchte man zunächst, sich in einer »bewaffneten Neutralität« aus den Kampfhandlungen herauszuhalten. Es war vielen klar, dass man sich an eine

Großmacht anlehnen müsste, um militärisch überhaupt standhalten zu können. Traditionell hatte man oft mit dem Deutschen Reich kooperiert, aber auch mit den Entente-Mächten gab es enge Beziehungen und einen regen Handel. Es kam schließlich zu einem Bündnis mit Deutschland, das allerdings im Kabinett umstritten war. Die Folgen des Ersten Weltkrieges waren katastrophal. In Arabien hatte man den britischen Kräften nichts entgegenzusetzen und schon 1916 schüttelte der Emir von Mekka, Husain Ibn Ali die osmanische Oberhoheit ab und rief sich zum König von Arabien aus. Ein Teil Palästinas wurde 1917 in der Balfour-Deklaration als »nationale Heimstatt« für die Juden versprochen. Wegen der Oktoberrevolution in Russland schied dieses zwar mit dem Friedensvertrag von Brest-Litowsk aus dem Krieg aus, aber die Siegermächte besetzten im November 1918 einen Großteil des einstmaligen Reichs. Das jungtürkische »Triumvirat« aus Cemal Pascha, Talat Pascha und Enver Pascha wurde entlassen und auch nach der Machtübernahme von Mehmed V. war das ehemals so bedeutende Reich den Siegermächten politisch völlig ausgeliefert. Es entstand eine Widerstandsbewegung gegen das Besatzungsregime. Eine besondere Rolle spielte dabei der General Mustafa Kemal Pascha. Schon bald bildete die kemalistische Bewegung in den nicht besetzten Gebieten eine Art Gegenregierung. Bei den im Dezember 1919 durchgeführten Wahlen errang die Befreiungsbewegung eine Zweidrittelmehrheit und im April 1920 konstituierte sich in Ankara die »Große Türkische Nationalversammlung«. Die Erfolge der Kemalisten sorgten für einen erheblichen Prestigeverlust des in Istanbul sitzenden Sultanats. Die Verhandlungen um den Frieden von Lausanne 1923 bedeuteten die internationale Anerkennung der Türkei. Am 23. Oktober wurde Ankara zur Hauptstadt erklärt und am 29. Oktober offiziell die Republik ausgerufen. Mustafa Kemal Pascha, der den Namen Atatürk (türk.: ata = Vater – Vater der Türken), von der Nationalversammlung verliehen bekam, wurde zum ersten Ministerpräsidenten der Türkei ernannt. Atatürk absolvierte, gegen den Willen seiner Mutter, eine weltliche Schule und besuchte die Militärakademie in Istanbul. Bereits zu Studienzeiten wurde er stark von der Politik beeinflusst, die ihn zu den Jung-Türken führte, einer Gruppierung von Offizieren und -anwärtern, die mit der aktuellen Situation im Osmanischen Reich nicht zufrieden waren. Ausgelöst wurde diese Politisierung im übrigen durch die Tatsache, dass die osmanischen Offiziere damals die französische Sprache erlernen mussten, dadurch aber auch Einblicke in die Geschichte Frankreichs und ihrer Revolution erhielten. Als Anführer und Kommandeur der aufständischen Truppen zwang Atatürk während jener Revolution der Jung-Türken Sultan Abdülhamid II. zur Abdankung und gewann so die Fürsprache des Volkes. Im Amt vereidigt, war es nun Atatürks Ziel, die Türkei zu modernisieren und seiner Nation eine neue Würde, Gleichberechtigung und Zufriedenheit zu geben. Hierfür verlegte er, in einem ersten Akt seiner Reformen, die Hauptstadt von Istanbul nach Ankara. Istanbul, das um 660 v. Chr. von den Griechen gegründet und zu jener Zeit Byzanz (griechisch. Byzantion) genannt worden war, wurde

nach dem Anschluss an das Römische Reich vom römischen Kaiser Konstantin I. auf das Fünffache vergrößert und 330 n. Chr. unter dem Namen Nova Roma (Neu-Rom) bzw. Konstantinopel (griechisch Constantinopolis, Stadt des Konstantin) Regierungssitz. Von 395 bis zur Eroberung durch die Osmanen 1453 war Byzanz Hauptstadt des Oströmischen Reiches, das auch Byzantinisches Reich genannt wurde. Nach der osmanischen Eroberung behielt die Stadt offiziell ihren Namen Konstantinopel und wurde erst am 28. März 1930 auf den türkischen volkstümlichen Namen Istanbul umbenannt. Der Name soll sich aus dem Griechischen *eis ton polin* ableiten, was zur Stadt bedeutet und sich als Aufschrift auf Wegweisern in der Umgegend der Stadt Konstantinopel fand; von den Türken wurde es nach dieser Theorie als Name der Stadt verstanden. Mustafa Kemal Pascha war überzeugt, dass im von Vergangenheit und Traditionen geprägten Istanbul die geplanten Reformen nicht umgesetzt werden können und verlegte daher seinen Regierungssitz nach Ankara.

Atatürk schuf einen laizistischen Staat, indem Politik und Religion scharf getrennt wurden. Religiöse Rechte wurden abgeschafft und durch ein weltliches System der Jurisprudenz ersetzt. Die Nation, so Atatürk, sollte ihren Glauben in die Vorstellung setzen, dass alle Gesetze von den gegenwärtigen Bedürfnissen angeregt und geprägt sind. Zu den weitreichenden Veränderungen, die dieser Wandel mit sich brachte, zählten das Bürgerliche Gesetzbuch und das Strafgesetzbuch, die das Modell der schweizer, der italienischen sowie der deutschen Rechtsprechung zum Vorbild nahmen. Atatürk wollte sein Land aus der ins Wanken geratenen Vergangenheit in eine moderne neue Zukunft führen. Der Schleier wurde verboten, dafür wurde das Bilderverbot aufgehoben. Auch das Bilderverbot der Hagia Sophia wurde damit aufgehoben und eine islamische Kirche 1934 in eine modernes Museum verwandelt. Die Türken fühlen sich seitdem als Teil der europäischen Demokratie. Doch die Integrationsbestrebungen stoppen am Bosphorus, an den alten Grenzen. Politik definiert sich scheinbar noch immer als ein Konstrukteur von Grenzen und Wällen hinter denen sich die Anderen, die Feinde befinden, die offensichtlich nicht inkludiert werden dürfen.

Diese Politik folgt der Unterscheidung zwischen Freund und Feind, wie sie Carl Schmitt formulierte. Der Feind sei dabei nicht als Konkurrent im ökonomischen, als Gegner im allgemeinen oder im privaten Sinne verstanden, sondern der Feind als eine »eventuell, d.h. der realen Möglichkeit nach kämpfende Gesamtheit von Menschen, die einer eben solchen Gesamtheit gegenübersteht.«¹ Schmitt spricht von einem *öffentlichen* Feind, weil alles, was auf eine solche Gesamtheit von Menschen Bezug nimmt, dadurch *öffentlich* wird. Diese Überlegung schließt die Tatsache mit ein, dass man den im politischen Sinne genannten Feind, nicht persönlich zu hassen braucht. »Die Unterscheidung von Freund und Feind«, so Schmitt, »hat den Sinn, den äußersten Intensitätsgrad einer Verbindung oder Trennung, einer Assoziation oder Dissoziation zu bezeichnen; sie kann theoretisch

oder praktisch bestehen, ohne dass gleichzeitig alle jene moralischen, ästhetischen, ökonomischen und andere Unterscheidungen zur Anwendung kommen müssten.«² Politische Handlungen und Motive lassen sich oft auf die Unterscheidung zwischen Freund und Feind zurückführen und so folgen auch aus dieser Tradition von Politik als Hostilität die Strategien der Inklusion und Exklusion. Dieses System der Differenzierung produziert und betreibt Ausgrenzung, wie auch die Theorie der sozialen Systeme von Niklas Luhmann besagt. Nach Luhmann gewinnt man den Eindruck, »dass die Gesellschaft für alle Menschen Inklusionsmöglichkeiten bereitstellt und die Frage nur ist, wie sie konditioniert sind und wie gut sie ausfallen. Das heißt: wie Gleichheit (für alle) und Ungleichheit je nach Anerkennung und Erfolg vermittelt werden.«³ Nach dem Prinzip der Inklusion weist das Gesellschaftssystem Personen Plätze zu, in deren Rahmen, so Luhmann, sie erwartungskomplementär handeln und sich als Individuen »heimisch« fühlen können. Während die Prinzipien der Inklusion immer wieder diskutiert worden sind, ist die Exklusion still nebenher mitgeführt worden und so werden auch heute noch im Inklusionsbereich die Menschen als Personen gezählt, während sie im Exklusionsbereich lediglich als identitätslose Körper behandelt werden (Giorgio Agamben, *Homo Sacer, Die souveräne Macht und das nackte Leben*, 2002). David Sibley stellt in seinem Buch *Geographies of Exclusion. Society and Difference in the West* aus dem Jahre 1995 die These auf, die Kultur der westlichen Welt beruhe prinzipiell auf Exklusion. Der soziale Raum wird purifiziert, um ihn allein zu beherrschen. Die Stimmen und das Wissen der Anderen werden marginalisiert oder ausgeschlossen. Die Ausstellung *Call me Istanbul* versucht einen neuen Weg zu gehen. Sie erinnert daran, dass in dunklen Zeiten in denen in Deutschland die Barbarei regierte, es die Türkei war, die vielen Wissenschaftlern und Künstlern ein Asyl bot. Dabei gehörten zu den Emigranten damals nicht nur Finanz- und Wirtschaftswissenschaftler wie Fritz Neumark und Alexander Rüstow oder Politiker wie Ernst Reuter. Mit den Architekten Bruno Taut und Martin Wagner sowie den zeitweilig Anwesenden Hans Poelzig und Martin Elsaesser flohen Vertreter der deutschen Moderne in die Türkei, weil sie hier, im Zuge des Modernisierungsprozesses, die Möglichkeit sahen, ihre Arbeit fortzusetzen. Taut ließ sich 1936 in der Türkei nieder und wurde dort Leiter der Architekturabteilung an der Akademie der Schönen Künste in Istanbul und gleichzeitig Chef der Bauabteilung im Unterrichtsministerium in Ankara. Er starb in Istanbul 1938. Sowohl Bruno Taut als auch Martin Wagner schlugen eine Architektur vor, die sich nicht nur den klimatischen Bedingungen anpassen, sondern auch mit der Materialität und den Schmuckformen türkischer Bauten auseinandersetzen sollte. Der österreichische Architekt Clemens Holzmeister, 1886 in Tirol geboren, emigrierte 1938 in die Türkei, nachdem er bereits 1927 einer ersten Berufung nach Ankara, mit dem Auftrag das Kriegsministerium zu bauen, gefolgt war. In Wien hatte Holzmeister 1924 seine erste Professur an der Wiener Akademie der bildenden Künste (1924-38) erhalten und war außerdem von 1928 bis 1933 auch Meister-

schulenleiter an der Düsseldorfer Kunstakademie und von 1932 bis 1938 Präsident der Zentralvereinigung der Architekten und des neuen österreichischen Werkbundes. Der Lehrer und Doyen der österreichischen Architekturszene nach dem Zweiten Weltkrieg wurde von Atatürk zum Chefarchitekten von Ankara berufen und obwohl er bis 1940 keine Professur innehatte, war sein Einfluss auf die Architekten in der Türkei während der dreißiger Jahre so groß, dass man dort vom *Holzmeisterismus* sprach. Holzmeister, der in der Türkei einen neuartigen Monumentalstil entwickelte, verwirklichte unter anderem in den Jahren 1928 bis 1935 das neue Regierungsviertel in Ankara. Die geschlossene Baugruppe von acht Regierungsgebäuden wurde zum umfangreichsten Komplex an monumental gebauten innerhalb des europäischen Bereichs. Ihre Realisierung vollzog sich, noch bevor ähnliche Bauvorhaben in Deutschland oder Frankreich geplant oder umgesetzt werden konnten. Es ist anzunehmen, dass, wenn Clemens Holzmeister in Österreich geblieben wäre, er wie viele andere deutsch-österreichische Exilanten, vermutlich ins KZ interniert worden wäre. Das sind die Fakten, mit denen das deutsch-türkische Verhältnis anders geschrieben werden kann. Es mutet heute merkwürdig und geschichtsvergessen an, wenn gegen eine Integration der modernen Türkei in Europa votiert wird, hatte doch vor hundert Jahren ein konservatives Deutschland keine Skrupel eine Allianz mit der vormodernen Türkei einzugehen. Die Ausstellung *Call me Istanbul* soll daran erinnern, dass auch heute noch vor dem Hippodrom ein Brunnen steht, den Kaiser Wilhelm II bauen ließ, um ihn bei seinem Staatsbesuch im Jahre 1901 dem Osmanischen Sultan Abdulhamit als Schenkung zu überreichen, zum Dank für den Auftrag, den die Deutschen für den Bau der Bahnverbindung von Berlin nach Bagdad erhielten. Die Geschichte der Bagdad-Bahn reicht bis in das Jahr 1888, als ein Konsortium unter Führung der Deutschen Bank und des Frankfurter Bauunternehmens Philipp Holzmann, die »Deutsch-Anatolische Eisenbahngesellschaft«, von der türkischen Regierung die Konzession zum Bau und Betrieb einer Eisenbahnstrecke von Konstantinopel, dem heutigen Istanbul, ins anatolische Hochland erhielt. Das erste Ziel war Konya. Beim Staatsbesuch von Kaiser Wilhelm zehn Jahre später wurde der Vertrag verlängert und man vereinbarte die Strecke bis Bagdad zu verlängern, welches damals zum Osmanischen Reich gehörte. Die Vorstellung in nur 13 Tagen mit dem Zug von Berlin nach Mesopotamien zu gelangen, beflügelte damals nicht nur die Fantasie der Ingenieure, auch deutsche Politiker, Militärstrategen und Banker erhofften sich aus diesem Vorhaben neue Vorteile. Finanziert wurde das Projekt, dessen Bau im Frühjahr 1903 begann, mit türkischen Staatsanleihen, die in erster Linie die Deutsche Bank vertrieb. Doch die auf 99 Jahre erteilte Konzession, die dem Konsortium das Recht gab, Häfen in Bagdad, Basra und am Persischen Golf zu bauen und damit nicht nur neue Märkte für deutsche Produkte zu erschließen, sondern Deutschland auch größeren politischen Einfluss in Kleinasien und am Persischen Golf einen Stützpunkt für die deutsche Kriegs- und Handelsflotte zu sichern, erwies sich für Frankreich,

Großbritannien und Russland als ein inakzeptables Konkurrenzvorhaben, das eine lange Reihe von politischen Gefechten evozierte, so dass der Bau der Bahn von England und Frankreich scharf beäugt wurde und zwar von als Archäologen verkleideten Spionen, die alles kartografierten. Der Aufstand der Araber gegen das Osmanische Reich, das von Franzosen und Engländern geschürt und unterstützt wurde, die dann die Befreier der arabischen Länder erst recht 1918 unterworfen haben, ist gut beschrieben in »Die Sieben Säulen der Weisheit« von Lawrence von Arabien. Die künstlichen Grenzziehungen der damaligen Kolonialisierung sind bis heute politischer Sprengstoff, vom Suez-Kanal (1869) bis zum Palästina-Israel Konflikt, wobei die Türken in einer gemeinsamen historischen Logik auf Seiten Israels stehen. Deswegen sind sie auch das Ziel islamischer Angriffe. Der größte Streitpunkt im Konflikt war das Ölvorkommen in dem 20 Kilometer breiten Streifen beiderseits des Bahndamms, für das die Deutsche Bank in den Konzessionsverhandlungen mit dem Osmanischen Reich als Konsortialführer das Recht zur Ausbeutung erhalten hatte. Damit hätte das bis dahin vollständig auf Ölimporte aus den USA angewiesene Deutsche Reich eine Unabhängigkeit von Seeblockaden gewonnen. Ungeachtet der politischen Auseinandersetzungen gelangten die Eisenbahnbauer im Jahre 1914 bis nach Bagdad, doch bevor die Schienen weiter nach Basra geführt werden konnten, brach der Erste Weltkrieg aus. In den Kriegsjahren transportierte die Bahn in erster Linie Truppen und Waffen der deutsch-türkischen Allianz. Bis heute rollen auf manchen Nebenstrecken Züge über von Krupp gelieferte Schienen.

Seit jeher haben sich die Deutschen ein Bild von den Türken gemacht, wie auch umgekehrt. So wandelte sich im 17. Jahrhundert, aufgrund der veränderten politischen und militärischen Situation, das Bild des Türken vom barbarischen, aber bewunderungswürdigen Krieger zum kunstsinnigen und kultivierten Exoten. Die Türkenmode erreichte im 18. Jahrhundert in den europäischen Hauptstädten ihre Blüte, die Verwendung des Türkenmotivs wurde auf Festen und Empfängen unverzichtbar. Da die Türken damals nicht mehr als Bedrohung empfunden wurden, propagierten die Arbeiten vieler Künstler ein exotisches Türkenbild und zahlreiche Literaten bereiteten daraufhin das Land, um das verklärte Bild vom Orient mit ihren Fotografien zu untermalen. Zu dieser Zeit bestimmten Bücher wie *Unter dem Halbmond. Erlebnisse in der alten Türkei. 1835-39* von Generalfeldmarschall Helmuth von Moltke oder die Erzählungen von Karl May das Türkenbild der Deutschen. In den 60er Jahren des 20. Jahrhunderts bestimmten die Gastarbeiter, ihre Lebensweise und Religion, das pejorative Meinungsbild. Herrschte in diesen Jahren in der Türkei nicht nur eine Wirtschaftsmisere, sondern auch politische Instabilität, gelang es einer bisher unbeachteten Kraft sich zu etablieren und an Macht zu gewinnen: den Medien. Zeitungen, Rundfunk und Fernsehen trugen nun die Informationen über das Land nach außen und begannen im zunehmenden Maße die Meinungsbildung über die neue Türkei zu bestimmen. Doch wie sieht heute das Bild der Türkei und der Stadt Istanbul, einst Mittelpunkt

der Alten Welt, aus? Mit einer Einwohnerzahl von ca. 15 Millionen ist das ehemalige Konstantinopel nicht nur die größte Stadt der Türkei, sondern wäre nach einer Integration in Europa auch die größte Stadt Europas. Ist das Europa, in dem wir wohnen, ein Europa, vor dem wir uns fürchten müssen? Ist Istanbul eine europäische Stadt, die nur an die Türkei, an den asiatischen Kontinent angedockt ist, wie New York eine europäische Stadt ist, die am amerikanischen Kontinent liegt? Die Ausstellung *Call me Istanbul* gibt die Gelegenheit sich selbst ein Bild zu machen und zwar ein Bild, dessen Teile von türkischen Künstlern, Designern, Architekten, Schriftstellern, Musikern, Filmregisseuren gemacht wird.

Die strukturelle Vielfalt Istanbuls lässt Vermutungen aufkommen. Ist die vermeintlich barbarische byzantinische Stadt nicht das eigentlich griechische aristotelische Projekt der Polis, von der sich eine wahre und humane Politik ableitet? Wie Aristoteles festhielt: »Da jeder Staat [polis] uns als eine Gemeinschaft [koinônia] entgegentritt und jede Gemeinschaft als eine menschliche Einrichtung, die ein bestimmtes Gut verfolgt – denn um dessentwillen, was ihnen ein Gut zu sein scheint, tun alle alles –, so erhellt, dass zwar alle Gemeinschaften nach irgendeinem Gute streben, vorzugsweise aber und nach dem allervornehmsten Gute diejenige, die die vornehmste von allen ist und alle anderen in sich schließt. Das ist aber der sogenannte Staat und die staatliche Gemeinschaft [koinônia politikê].«⁸ Polis also im aristotelischen Sinne verstanden als politischer Ort der Realisierung des guten Lebens in Form einer Gemeinschaft. Ein Raum, in dem die Schaffung des Politischen im Sinne der Beherrschung der unmittelbaren Lebensverhältnisse durch die Gemeinschaft von gleichgestellter Bürgern möglich wird? Ein Ort, wo auch das Andere stattfindet, wo viele andere Religionen, Ethnien, Sprachen, einen gemeinsamen Raum teilen? Ist es nicht gerade das Wesen einer Stadt, Segregation zu vermeiden und vielmehr Integration zu betreiben? Ist nicht die wirkliche Stadt gerade eine Schule, in der Lehrer und Schüler verschiedenen Glaubens ein gemeinsames Gebäude teilen? Oder wollen wir Schulen, Städte, welche nur von Juden, von Katholiken, Protestanten oder nur von Islamiten besucht und bewohnt werden? Wollen wir ein solches Europa der getrennten Schulen, ein Europa der Ghettos? Wäre es nicht ein Rückfall, eine Regression? Oder wollen wir eben einen europäischen Staat, einen Bundesstaat, der wie eine Integrationsschule strukturiert ist, eben wie eine Stadt, deren Wesen darin besteht, in seinen Mauern Bürger verschiedenen Glaubens und verschiedener Völker zu beherbergen? Istanbul ist bereits eine solche Stadt, eine europäische Stadt im Sinne der Griechen, in der die Migrations-Ströme der unterschiedlichsten Sprachen, Religionen und Völker zusammenlaufen und eine Megapolis bilden, aber eben auch eine *Metapolis*, eine Stadt der Städte. Insofern spiegelt Istanbul die Zukunft Europas. Istanbul offeriert eine Stadt als autopoietisches System, eine Stadt, die in der Lage zu sein scheint, sich teilweise selbst zu organisieren. Zu den Eigenschaften dieses Systems gehört die Fähigkeit, sich selbst zu fördern und die für sein Bestehen wichtigen Elemente selbst zu produzieren. In

Form von stetiger Selbsterneuerung, aktiven selbstfördernden Aktionen und Interaktionen organisiert sich auf diese Weise ein lebendes System selbst. Dabei impliziert das System eine Vielzahl von Elementen, deren Vielfältigkeit eine kreative Produktivität zum Vorschein bringt. So schreibt der Systemtheoretiker Niklas Luhmann: »Die Elemente (und zeitlich gesehen sind das Operationen), aus denen autopoietische Systeme bestehen, haben keine unabhängige Existenz. Sie kommen nicht bloß zusammen. Sie werden nicht bloß verbunden. Sie werden vielmehr im System erst erzeugt, und zwar dadurch, dass sie (auf welcher Energie- und Materialbasis immer) als Unterschiede in Anspruch genommen werden.«⁶ Luhmann hebt hervor, dass Elemente als Informationen die Unterschiede sind, die im System einen Unterschied machen. Eine Stadt lebt und bestimmt sich als System der Unterschiede und Verschiedenheiten. Dabei handeln die Einwohner der Stadt, die Elemente, nach einfachen Regeln und erschaffen dabei aus Chaos eine Ordnung, die ihren Lebensstrukturen entspricht, ohne dabei eine Vision von der gesamten Entwicklung haben zu müssen. Ist es heute in vielen Städten für die Stadtverwaltung zum Problem geworden, planerisch noch ein optimales Zusammenleben oder Wohnen organisieren oder diktieren zu können, so ist Istanbul eine Antwort, wie das Unplanbare einzuplanen ist. Die Stadt spiegelt eine Aktivität wider, die zum größten Teil von der Stadt, von dem eigenen System selbst auszugehen und auf die Stadt ausgerichtet zu sein scheint. Auf diese Weise entzieht sich die Stadt einer darwinistischen oder funktional-reduzierten Sichtweise, nach der das System lediglich Produkt äußerer Vorgänge ist und das Überleben der Fitten, der Inkludierten gewährleistet. Istanbul zeigt, wie eine Stadt ohne administrative Intervention das Unplanbare gewähren lässt und daraus flexible Strukturen der Konvivialität entstehen. Natürlich sind das Formen des Zusammenlebens, die nicht dem historisch geformten und genormten Erwartungen europäischer Städte entsprechen. Diese Erwartungen werden im Verlaufe des Abbaus des Wohlfahrtsstaates ohnehin auch in europäischen Städten dispensiert, wie sie es in den USA schon längst sind, mit all den immanenten Folgen urbaner Verelendung. Istanbul ist eine Stadt, die mehr individuelle Verantwortung, mehr Selbstgestaltung und mehr Selbstplanung verlangt als seine europäische Stadt, in welcher der Bewohner allzu gerne dem Staat und der Stadtplanung alle Initiativen überließen. Das Schwarmverhalten der Bewohner europäischer Städte war stets nur die notdürftige Verkleidung ideologischer Direktiven, welche versuchen, urbane Strukturen auf das Niveau biologischer Organismen zu reduzieren. Istanbul ist als Stadt ein lebendiges System mit vielen Nachteilen aus europäischer Sicht, aber auch mit vielen Vorteilen aus der Sicht der Antike wie der Zukunft. Vor die Wahl gestellt ein ökonomisches System zu akzeptieren, das seine Mitglieder an den Rand der Strasse spuckt und vollkommen zerstört, oder eine Ökonomie der Selbstorganisation mit den negativen Seiten einer Schattenwirtschaft, deren Mitglieder zwar nicht in den Strassen schlafen müssen, sondern zumindest in Gecekondus, scheint es doch besser, die Wirklichkeit

Istanbuls den Illusionen europäischer und amerikanischer Großstädte vorzuziehen.

Der Soundscape Istanbuls, die Tonlandschaft der Stadt, ist die eigentliche Architektur Istanbuls. Ihr folgt der audiovisuelle Flaneur mehr als den Bauten. In der urbanen Geräuschkulisse findet er jene Fusion von Politik und Polis, die eine wirkliche Stadt auszeichnet, die der Ort der Demokratie ist. Die Töne der Stadt Istanbuls, die Grenzen und Mauern perforieren, repräsentieren öffentliche Angelegenheiten. Die Töne sind res publica, Teile einer Republik des Werdens und der Transformation.⁷ Deswegen ist auch die Ausstellung *Call me Istanbul* selbst nach den Prinzipien einer akustischen Architektur organisiert und kritisiert damit die Ikonografie einer politischen Repräsentation, wie sie die architektonische Mauer, welche die Ausstellung durchzieht, darstellt. Istanbul ist eine Stadt ohne Mauern und voller freier Töne. Die Mauer wird von außen in diese Stadt Istanbul und in das Land Türkei getragen. Auch dies versucht diese Ausstellung zu zeigen. Die menschliche und zivilisatorische Komplexität dieser Stadt, die ihr Jahrhundert von stetem Wandel geprägt war, zeigt gerade durch ihr stetiges Wachsen, im Gegensatz zu den stählernen Städten Amerikas und Europas, Optionen einer *Megapolis*. Einer *Megapolis*, die als Multitude im Sinne Spinozas, der sich die Demokratie als vollständig immanente Regierung, frei von transzendenter Form, vorstellte, aber auch eine *Megapolis* im Sinne Negris, der dem Subjekt die Fähigkeit zuspricht, frei zu sein und eine Demokratie ohne Souveränität ausüben zu können, das heißt, ohne eine Konstitution, die Freiheit organisieren will.⁸ Eine solche Stadt wäre auf diese Weise jener Topos, jener Ort, in dem Verschiedenes zusammenfließt. Eine solche Stadt wäre eine Heterotopie, eine Utopie, die nicht irgendwo, sondern hier und jetzt, innerhalb der realen Gesellschaft stattfindet. Ein wirklicher Ort, der, wie Foucault feststellte, in die Gesellschaft hineingezeichnet ist. Eine tatsächlich realisierte Utopie, »in der die wirklichen Plätze innerhalb der Kultur gleichzeitig repräsentiert, bestritten und gewendet sind, gewissermaßen Orte außerhalb aller Orte, wiewohl sie tatsächlich geortet werden können.«⁹ Istanbul ist eine solche heterotope Stadt, ein Ort, der andere Orte in sich einschließt, ein Ort, der anders ist als alle Orte, die er reflektiert.

¹ Carl Schmitt, *Der Begriff des Politischen*, Berlin 1932, 7. Auflage 2002, S. 29

² Schmitt, S. 27

³ Niklas Luhmann, *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, Bd. 2, 1998, S. 620

⁴ Affe Batur, 1984, zit. nach Bernd Nicolai, *Moderne und Exil*, Berlin 1998, S. 43

⁵ Aristoteles, I. Buch, I. Kap., 1252a, 1-7, Hamburg 1990

⁶ Niklas Luhmann, *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, Bd. 1, 1998, S. 65f

⁷ Antonio Negri/ Michael Hardt, *Die Arbeit des Dionysos*, 1997, S. 148

⁸ Michel Foucault, *Andere Räume*, in: *Botschaften der Macht*. Der Foucault Reader. Hg. Jan Engelmann, Stuttgart 1999, S. 148